



Nr. 9.

(2. Beilage.)

Sonntag, den 11. Januar.

1903.

Kraft des Schicksals!

Roman von H. von Gersdorff.



Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

Unbeschreiblich war der Eindruck den die verunglückte Werbung ihres Bruders auf Rosalie Lamprecht machte! Sie hätte wohl noch lange nicht, vielleicht nie etwas davon erfahren, wenn sie es nicht errathen hätte. Die Erschütterung Wilhelms war so schwer gewesen, wie er noch keine je erlebt, und um so schwerer lastete der Schmerz auf ihm, weil er sich nicht ohne Schuld wußte, sich recht demüthigende Selbstwürde machte, so blind und urtheilslos — sich auf anderer Urtheil und Ansicht — und noch dazu das zweier Damen — verlassen und vorgewagt zu haben, auf einem ihm ziemlich unbekannten Terrain — dem Herzen und den Gefühlen eines jungen Mädchens! Allzu unbesorgt über den Eindruck seiner eigenen Persönlichkeit hatte er den Nebenbuhler in recht unbedachter Weise unterschätzt. Er meinte sich das gar nicht vergeben zu können. Ebenso wenig aber der Schwester, deren Einfluß er denn doch allzusehr unterlegen — sich von ihren Wünschen, ihren Ansichten in einer Weise dirigiren lassend, wie es denn doch bei aller Werthschätzung ihrer Person und aller Bruderliebe eines reifen Mannes unwürdig war.

Vor einer Begegnung mit der Schwester wünschte er sich, instinktiv ihren Scharfsinn fürchtend, zunächst zu schüben. Was er empfand, war dem Mann selbst noch so neu, so unklar in seiner Festigkeit, daß er beinahe etwas wie Furcht vor sich selbst empfand und vor allen Dingen erst einmal sich mit diesem „Selbst“ auseinanderzusetzen mußte. Wenn aber irgend möglich — das wußte er gewiß — sollte Rosalie von der Thatsache an sich, daß er regelmäßig verschmäht, ihm ein anderer, den er in seinem Innern für nicht viel mehr als einen „grünen Jungen“ hielt, vorgezogen worden war, gar nichts erfahren.

Er schloß sich ein in seinem Zimmer, und um nur irgend wie handeln zu können, fing er an, etwas ungestüm seine Effekten aus Schrank und Kommode zu reißen und einzupacken. Fort von Hotel Baum mußte und wollte er ja doch auf jeden Fall.

Auf das Klingelzeichen, das zum Essen rief, achtete er nicht. Ihn hungerte nicht. Aber Rosalie konnte diese unglaubliche Sonderbarkeit an dem Bruder, der mit einem recht bedeutenden und wohl noch nie versagt habenden Appetit begabt war, nicht verstehen.

Als das Diner halb vorüber war und sie noch immer am oberen Ende der Tafel allein saß, denn auch Anshars waren nicht erschienen, ebenso nicht der junge Friesen, erhob sie sich in Sorge, um nach Willy zu sehen, den sie zu Hause wußte. Sein Zimmer lag über dem ihrigen. Auf dem Korridor begegnete sie Frau von Anshar, die aber mit kühlem Gruß an ihr vorbeiging, als sei sie in großer Eile.

Viel mehr bedurfte nun die scharfsinnige Dame nicht, um ihre Meinung, daß da etwas vorgefallen war — und zwar etwas Unliebsames — fast zur Gewißheit zu machen. Daß der Grund nur Renate sein konnte, war wohl unzweifelhaft.

„Wilhelm, bitte mach mir auf“, bat sie mit ihrem etwas energischen Vitterton, „ich muß Dich sprechen“, als er ihr den Eintritt verweigerte.

„Jetzt nicht. In einer Stunde etwa stehe ich Dir zur Verfügung.“

„Wilhelm, nur eine Spalte mach auf. Es ist dringend.“ Er öffnete, aber nur einen Spalt weit.

„Du mußt zu Tisch kommen, Wilhelm“, sagte sie, der ein Blick auf seine in zornigem Schmerz ganz entstellten Züge nunmehr alles sagte, „es fällt ja allgemein auf, wenn Ihr alle zusammen nicht erscheint“, sagte sie aus Geradenwohl.

„Ist mir ganz egal. Ich reise überhaupt ab — noch heute Abend“, war die brüste Antwort.

„Geht ja gar kein Zug mehr“, bemerkte sie praktisch-kühl, geschickt ins Zimmer schlüpfend und die Thür schließend. „Wo willst Du denn auch hin! Bis morgen ist doch auch noch Zeit wenn Du durchaus Hals über Kopf fortlaufen willst, wozu wahrscheinlich gar keine Veranlassung ist.“

„Das mußt Du schon meiner Beurtheilung überlassen, nachdem ich mich so lange der Deinigen angeschlossen habe“, sagte er scharf.

Sie betrachtete die wildumherliegenden Kleidungsstücke schob sie in eine Ecke des Sophas zusammen und setzte sich.

„Wilhelm, kannst Du Dich denn, um vom Allernächstliegenden und Nothwendigsten anzufangen, unmöglich jetzt für eine Stunde aufpassen und unbefangen bei Tisch erscheinen? Die Anschars sind gar nicht da. Ihm ist nicht wohl und — und der Mensch da — der Friesen auch nicht.“, schloß sie kühl.

„Wer hat Dir gesagt?“ fuhr er nervös auf.

„Was braucht mir da einer zu sagen?“ fragte sie achselzuckend, ein Oberhemd wieder in seine ordentlichen Falten legend das er ganz zerfunkt hatte. „Die alberne Pute hat sich aber albern benommen — mit diesem Herrn Friesen —“ schloß sie lauernd.

„Diese — „Albernheit“ — schien Dir aber gestern noch ausgeschlossen, liebe Rosalie.“

„Ja, auf die Idee konnte ich nicht kommen, daß sie Dir — Dir! den Grünschnabel, den Jagenmacher und Windbeutel in Wahrheit — wenn Du Ernst machtest — vorziehen würde, denn das scheint ja wirklich und ohne Späß der Fall gewesen zu sein?“

„Ja, ohne Späß!“ knirschte er in zornigem Hohn.

„Aber, ich bitte Dich! Das können doch Anshars unmöglich zugeben!“ rief sie plötzlich ganz entsetzt.

„Warum denn nicht?!“ Und das kann mir auch ganz gleichgültig sein — — für mich ist's aus“, fügte er dumpf hinzu, die Augen mit den Händen bedeckend.

„Nein, nein! Das darfst Du nicht sagen“, rief seine Schwester eifrig. „Du mußt nicht gleich die Hinte ins Korn werfen, Dich nicht so einfach wegdrängen lassen. Ich bin fest überzeugt, daß Du gar nicht zu verzweifeln brauchst, lieber, einziger Bruder. Solch' junge verwöhnte Mädel sind ja ganz unberechenbar. Das hat seine verliebten Lanten —“

„Ich danke!“ antwortete er. „Ich danke Dir keine Mühe. Ich weiß besser Bescheid. Dies — — hat keine Lanten und noch dazu

„verliebt!“ Die ist in bitterem Ernst und ich — ich habe mich, dank meiner elenden Schwäche, meinem blinden Vertrauen in Dein weibliches Gefühl, das doch besser lesen können müßte, was mir eine recht unverständliche Sprache war, — in der lächerlichen Situation des verachteten Freiers befunden, dem der leider übersehene Andere auf offenem Platze vorgezogen wird.“

„Du wirst sehen, Wilhelm — es wird nichts daraus!“ warf sie ein.

„Ich sag Dir, — daß mir das gleichgültig ist!“

„Aber wenn Du sie so über alles liebst, so kann Dir das doch nicht gleichgültig sein! Wenn sie ihren Irrthum einsieht, — den Menschen laufen läßt Zeit vergeht — ihr das Einsehen kommt. — die Neue und späterhin —“

„Bitte schweige mir mit jedem derartigen Trost!“ sagte er ernst.

„Nun — Trost soll es auch nicht sein. Ich kann mir denken, daß Du heute noch nicht dafür zugänglich bist“, meinte Rosalie etwas beleidigt.

„Dann laß mich also bitte allein. Ich komme nicht zu Tisch. Was diese Spiekbürger unten denken, ist mir gleichgültig und heute Abend noch — gehe ich fort. Du launst ja weiter sehen, wie sich die Sache abspielt, falls es Dich interessiert“, grölzte er.

Am andern Tage ließ sich Dagobert Friesen bei Renatens Eltern anmelden. Er machte einen viel reiferen und solideren Eindruck, wie er jetzt so tieferst, sicher und doch bescheiden aufsehend, austrat. Gegen ihres Vaters Wunsch nahm die Mutter das erste Wort, denn in ihrem Herzen war der Verdacht angestaut, der Bewerber bilde sich vielleicht ein, Renate habe Vermögen!

„Daß unsere Tochter gar kein Geld hat, Herr Friesen, ist Ihnen wohl nicht bekannt?“

„Doch! Ich bedarf es nicht, daß meine Gattin Vermögen mitbringt. Ich habe genügend, um selbst einer so zu höchsten Ansprüchen berechtigten Gattin, wie Renate, ein standesgemäßes Leben bieten zu können.“

Frau von Anshar lächelte befriedigt, aber der Vater bemerkte ruhig, daß zunächst alles geordnet sein möge, betreffs seiner Einwilligung, aber er späterhin noch um detaillirte Erklärungen über die Art dieses Vermögens bitten müßte.

„Diese darf ich schon jetzt näher angeben“, sagte der junge Mann bereitwillig:

Mein Bruder Theobald ist Chef der Firma Friesen, die sich mit dem Export und Import von Kaffee, Thee und anderen Kolonialwaaren beschäftigt, und besteht die Firma immer vom Vater auf den Sohn oder Söhne gehend, schon 100 Jahre fast. Jede Erkundigung wird Sie befriedigen. Ich selbst gebe, noch langen, eigentlich nur der weiteren Ausdehnung des Geschäftes geltend gemachten Reisen, jetzt mich in Danzig selbstthätig der Firma anzuschließen. Außer meinem Bruder und seiner Gattin, einer Holländerin von Geburt, und ihren Kindern besitze ich keine Anverwandten“, schloß er.

„Also wird Renate keine Schwiegermutter zu fürchten haben“, scherzte Frau von Anshar in herzlichster Freude etwas lakisch werdend.

Erkundigungen über Dagobert konnten nur bei Herrn Theobald Friesen eingeholt werden. Sie fielen durch die freilich recht förmlich und kurz gehaltene Antwort, mit dem Firmastempel über dem Briefe, etwas trocken geschäftlich, aber befriedigend aus. Obnehin waren die Eltern Renatens recht einverstanden mit der Heirath, besonders da der Baron von Lamprecht mit Schwester abgereist war ohne Lebenswohl zu sagen.

Die Mama beklagte im Herzen sich doch sehr, daß der Baron, Großgrundbesitzer und Schlossherr nicht auf Renatens Verlobungsanzeigen prangen konnte. In jeder Beziehung wäre es passender gewesen. Aber es war nichts mehr zu ändern.

Wer erinnert sich nicht aus seiner Jugendzeit des zugleich wonnigen und schmerzlichen Gefühls, wenn er an den Schluß des Märchens vom schönen Königssohne und der verzauberten Prinzessin gelangt war, und dort zu lesen stand: „Und die Hochzeit dauerte drei Tage und drei Nächte und wurde mit großem Glanz gefeiert. Das ganze Volk war geladen und auf dem Marktplatz wurden gebratene Ochsen verspeist, und aus dem Brunnen floss statt Wasser rother und weißer Wein. Sie lebten glücklich bis an ihr Ende, und wenn sie nicht gestorben sind, leben sie heute noch.“

So ungefähr war Frau von Anshar am Hochzeitstage ihrer Tochter zu Ruthe. Renate war ihr ja immer ein wenig vorgekommen wie eine verzauberte Prinzessin, und ihr Schwiegersohn, der ihr aus gewissen Gründen immer mehr imponirte, sah wirklich so elegant und fein aus wie ein richtiger „Königssohn“, als er neben der Braut am Altare stand. Sie so weiß und holdselig in ihrem schneeigen Atlaskleide, mit einem so verklärten Gesicht wie Schneewittchen, als es aus seinem Sarge wieder aufstand, und er in seiner eleganten, schwarzen Kleidung, mit den

edlen bleichen Zügen den dunklen, südländisch flammenden Augen der glänzend schwarzen Haarwelle über der schönen Stirn, auf der ein tiefer Ernst, aber auch ein fast hochmüthiger Stolz lag.

Eine Menge Menschen waren in der Kirche, und kaum je hatten sich bei einer Hochzeit so viel Zuschauer vor dem Portal versammelt wie bei dieser. Nun, Anshars waren ja in ihrem Stadtviertel sehr bekannt und die schöne Renate ordentlich berühmt, nicht nur ihrer äußeren Reize wegen, sondern auch wegen ihres lebenswürdigen Wesens, ihrer Herzengüte gegen Jedermann, und so viel aufrichtige wenn auch oft nicht laut werdende Glück- und Segenswünsche haben wohl selten eine Braut an ihrem Ehrentage begleitet.

Es war eine große, glänzende Feier und alles, was irgend eine Beziehung zu Anshars hatte, die eine Einladung möglich machte, war eingeladen worden; die Reihe der Wagen die vor der Kirche hielten, war schier endlos anzusehen. Polizei mußte die Ordnung aufrecht erhalten und die Leute davor schützen, sich nicht blindlings unter die Räder zu werfen, nur um einen Schimmer von dem weißen Atlaskleide der Braut zu erschaffen, einen Blick auf das stolze Antlitz des vornehmen Bräutigams zu werfen.

Ja, Anshars hatten wirklich Glück gehabt, mit ihrer Renate, und im allgemeinen wurde es ihnen gegönnt. Erstens waren sie wirklich beliebt, und zweitens hatten sie soviel davon an andere mitgetheilt, als irgend möglich war. So viele Leute eingeladen, so viel Gewerbetreibenden zu leben gegeben (der Vater behauptete ersteres fast zu viel!) so viel Kaffee- und Theegeellschaften vorher gegeben, — wo Frau v. Anshar wirklich so hochinteressant zu erzählen wußte, daß es fast wie ein Märchen klang, — wenn man nicht die Hauptsache mit den Augen gesehen hätte, den eleganten Bräutigam mit seinen berückend schönen „Italieneraugen“ und seine kostbaren Geschenke an die Braut und sogar die Schwiegermutter.

Brief Renatens.

„Geliebte Eltern!“

Am eigenen Herde, im eigenen Hause! — Du, geliebte Mama, wirst vielleicht nicht mehr wie mein Vater das Glück verstehen, was darin liegt. — Als Mädchen eben, als Tochter im Elternhause ist das ja doch ganz anders, selbst, wenn man so volle Freiheit im Thun und Lassen hatte, wie ich. Es liegt ein himmlischer Hauber darin: am eigenen Herde — im eigenen Hause! Und ich kann das ja sogar ganz wörtlich nehmen! Ich kann sogar noch von einem eigenen Garten sprechen. Er ist zwar nicht groß, aber reizend. Eine Menge Blumen sind noch darin. Alles hier ist schön und heimathlich — so daß man sich in seinen gemüthlichen Zimmern so recht behaglich fühlt, wenn draußen der Wind heult und der Regen rauscht! In all unseren Kaminen brennt immer offenes Holzfeuer. Es ist so gemüthlich und romantisch. Alle Abend, wenn Dagobert vom Geschäft kommt, trinken wir unseren Thee am Kamin, denn wir essen erst um sieben Uhr. — Ich freue mich so auf Euren Besuch. Wie, unsere Köchin, versteht ihre Kunst sehr gut. — Dagobert regt mich sehr an, mein Englisch und Französisch eifriger zu treiben, und liest mir Abends vor. Manchmal habe ich das Gefühl: er hat eine viel größere Lebenserfahrung, Reife und Urtheilskraft, als wir alle je gehabt, bei seinem bescheidenen, einfachen Wesen.

Er ist ja auch so viel gereist, hat so viel Menschen, ja Völker kennen gelernt, und ganze Kisten voll Erinnerungen an sein Leben in fremden Ländern stehen noch geschlossen hier. Ich war natürlich sehr neugierig, aber er wünschte es nicht und meinte, ich würde nur erschrecken.

Dies Alleinsein mit ihm, dies ruhige Neben, dies bedingungslose Aufgehen in seinen Wünschen und Eingehen in seine Gedanken ist mir köstlich, und ich lerne viel von ihm. Sonntags liebt er es sehr, wenn ich ihm Nachmittags, statt am Kamin mit ihm zu sitzen, vorspiele. Er hat einen eigenen Geschmack, und ich muß oft ordentlich üben, um die recht schwere Musik, die er liebt, ordentlich ausführen zu können. Zuweilen hole ich ihn vom Geschäft ab, bei schlechtem Wetter mit dem Coupé. Im Sommer will er mir einen netten Selbstfahrer anschaffen. Auch reiten soll ich lernen. Manchmal mache ich Abends Handarbeiten, /ab Dagobert erzählt mir von dem geliebten Wunderlande, von — Brasilien. Aber zuweilen wird er bei dem Erzählen so sonderbar ernst, so träumerisch wehmüthig, möchte ich fast sagen, als könne er mir noch viel Seltsameres von dort erzählen, er wisse aber nicht recht, ob ich's verstehen würde — so lange Pausen kommen dann, in denen er mit fast starrem Blick an mir vorbei, oder durch mich hindurch zu sehen scheint, in weite, weite Ferne, oder in die Schatten und Lichter, die das Kaminfeuer an die braune Ledertapete des Eßzimmers neben dem Salon, wirft, als stände dort jemand, den er nicht recht erkennen kann. Seine schwarzen Augen werden dabei ganz seltsam feurig und strahlend. Ich habe ihm das schon gesagt und ihn damit geneckt, daß er mir ganz unheimlich erscheine mit den brasilianischen Geschichten.

Er habe gewiß einmal eine Liebe dort gehabt, ein schwarzbraunes Brinzelchen, oder sonst eine tropische Wunderblume. Er lachte mich natürlich aus und sagte, die Schwarzbraune möge er nicht sehr leiden, und war sehr lieb und zärtlich mit mir und meinte nur: wer einmal drüben gewesen, den zöge es immer wieder dorthin. Nun vorläufig bleiben wir noch viele Jahre daheim in unserem kleinen Häuschen, am Hafen, ein wenig vor der Stadt. — Hier ist es sehr interessant für mich und alles gefällt mir: dies alte, merkwürdige Danzig, mein liebes, schönes Heim, die reizenden, so schön eingerichteten Stuben, mein Garten, meine Diensthute: Mieke, Jette und der kleine Gärtnerbursche und Silberdiener Tom!

Auch Theobalds habe ich kennen gelernt. Sie sind beide sehr nett und freundlich aber doch etwas steif, gar nicht sehr brüderlich warm mit Dagobert.

Mir erschien es, als herrsche gar keine rechte Liebe, ja nicht einmal Sympathie zwischen den Brüdern. Ich begreife gar nicht, wie man meinen liebenswürdigen, guten, idealen Mann nicht lieben kann.

Jatoba ist ganz, wie ich mir eine holländische Nymphe vorstellte. Sie sieht sehr stattlich aus und soll ein großes Vermögen mit in die Ehe gebracht haben. Dagobert sagt, sie wäre geizig und herzlos.

Jedenfalls für sich selbst schien sie nicht geizig zu sein. Ihre Kleidung ist geradezu fürstlich. Sie trägt nur Sammet und echte Spitzen und hat herrlichen Schmuck. Ich habe auch von meinem Manne schöne Schmuckstücke bekommen, weißt Du ja — aber er liebt es mehr, wenn ich frische Blumen trage. Mir ist's recht — alles, alles, was er will, gefällt mir auch und ich kann mir mit der künftigen Phantasie gar nichts vorstellen, was jemals meine Liebe weniger heiß machen könnte — keine Sache, keine That — keine noch so lange Zeit.

In dankbarer Liebe Eure Tochter R.
Fortsetzung folgt

Das letzte Streichholz.

Novelle von Jean Alesson.

(Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

„Wo ist denn nur das Schiff?“ sagte der Bretonne, „wir haben doch schon einen hübschen Weg gemacht.“

„Ja, das muß wahr sein, nun an Bord werden sie schon unruhig werden.“

„Seht doch nur die Sterne an,“ rief der Schiffskoch, „wie sie sich drehen.“

„Das wird wohl nur dein Kopf sein, der sich dreht,“ versetzte der Mastwächter, „du tätest besser, mir eine Pfeife zu stopfen.“

„Bleibt stehen, ich sage Euch, sie drehen sich,“ fuhr der Schiffskoch mit dem überzeugten Tone eines Galilei fort.

Man machte Halt, und alle entdeckten jetzt die Katastrophe.

„Wir sind verloren!“ rief der Bretonne, „die Erschütterung von vorn. Und der Mond, der dort im Südwesten statt im Südosten aufgeht. Meine armen Freunde, wir sind verloren, die Eisbank hat sich aufgelöst, wir schwimmen jetzt. Wie sollen wir uns nun zurechtfinden?“

Bei diesen Worten wurden die Männer, die niemals Furcht empfanden, von Verzweiflung erfasst.

Unwillkürlich setzten sie ihre Last nieder, und der Bretonne rief, sich vergessend, wütend:

„Daran ist nur diese Gans schuld, mit ihrem blauen Fuchs.“

Die Kameraden, die seiner Ansicht waren, protestierten nicht gegen die Beleidigung, und der andere fuhr fort:

„Solche Pariserinnen sind doch zu nichts auf der Welt gut, sie können nichts, als andere ins Verderben zu reißen.“

Dabei fing er an, auf die arme Tobia, die wie ein lebloses Paket dalag, einzuschlagen.

„Daß das!“ schrie der Mastwächter, ebenfalls wütend werdend, „oder ich renne dir mein Messer in den Leib; eine Frau schlagen, das tut nur ein Feigling.“

„Was, ich ein Feigling! zieh nur dein Messer. Hier ist mein, du wirst ja sehen, Pariser, ob ich Furcht vor dir habe. Seit langer Zeit schon machst du dich über mich lustig, und ich kann dich überhaupt nicht leiden.“

„Das sah ich wohl, daß du mich nicht leiden konntest, du Bauer: na, vorwärts, streife deine Ärmel auf und

verrichte dein Gebet, Bretonne, ich werde dir zur Aber lassen.“

Die beiden Männer sprangen, die Ärmel in der Hand, sie mußten sich mehrere Male von neuem angreifen, bis es endlich dem Schiffskoch gelang, sich dazwischen zu werfen.

„Wartet,“ rief er ihnen zu, „das ist doch nicht der Augenblick, sich zu schlagen, wir werden hier vielleicht sterben, und einer bedarf des andern. Haltet doch ein, man weiß doch, daß Ihr keine Furcht habt, weder Du, noch Du; Ihr könnt Euch ja später in Frankreich schlagen, suchen wir jetzt lieber die Fregatte auf, das ist gescheiter.“

In der Tat ließ sich der Mastwächter umstimmen und sagte, seinem Gegner die Hand reichend:

„Er hat recht; wir sind recht dumm, warten wir doch, bis wir nach Hause kommen, wenn wir die Heimat überhaupt noch einmal wiedersehen; Du wirst mich immer bereit finden, aber für den Augenblick wollen wir Frieden schließen.“

Damit reichte er dem Bretonne die Hand, doch dieser sah ihn mit böser Miene an.

„Du willst nicht,“ fuhr der Mastwächter fort, „nun meinetwegen, ermorde mich also. Stoße mir das Messer in den Rücken, wenn es Dir Vergnügen macht. Ich schlage mich hier nicht, der Tod wird auch so kommen.“

Während dieser Worte hatte der Bretonne seine Jacke ausgezogen und reichte sie zur Versöhnung dem Mastwächter mit den Worten:

„Da, zieh' Dir das an, jetzt bin ich an der Reihe zum Frieren.“

Von dieser unerwarteten Liebenswürdigkeit etwas überrascht, blickte der Mastwächter den Bretonen an und sagte dann zu ihm lachend: „Du bist doch vielleicht besser, als Du scheinst.“ Damit zog er die Jacke an, denn er war in der That erstarrt, doch trotz dieser Freundlichkeit von seiten des Bretonen war im Herzen eines jeden der beiden Männer ein gewisses Mißtrauen zurückgeblieben, das vollständig genügte, um jede aufrichtige Annäherung zu verhindern.

„Nehmen wir unsre Last wieder auf,“ sagte der Mastwächter nach einer Pause.

„Wenn sie sich nur aufrechterhalten und gehen könnte; nein, welch ein Unterschied gegen früher,“ fügte er hinzu und kniete neben der jungen Frau nieder, um sie näher zu betrachten.

„Sie ist tot!“ rief der Bretonne, „doch nein, sie atmet.“

„Wir müssen versuchen, sie ins Leben zurückzurufen,“ sagte der Schiffskoch, „aber wir haben nichts.“

„Doch,“ versetzte der Bretonne, und zog aus seiner Tasche seine Kürbisflasche, die er schüttelte. „Ich habe noch einen Tropfen Grog, den samosen Grog, den Du so getadelt hast,“ fügte er in herbem Tone hinzu, den Mastwächter starr anblickend.

„Das ist gut,“ meinte der Koch, „doch leider ist er kalt.“

„O nein, er war in meiner Tasche und ist lauwarm, und ihr wird er wie kochend erscheinen.“

Es gelang ihm, der jungen Frau von dem Getränk einzusüßeln, und die Wirkung war wunderbar. Sie schlug die Augen auf, erhob sich und sagte:

„Wo sind wir denn? Es ist ja Nacht. Warum sind wir noch nicht zurückgekehrt? Mein Mann, wo ist mein Mann, er wird sich beunruhigen.“

Man verbarg ihr die schreckliche Situation und erklärte, nur der Umstand, daß man sie hätte tragen müssen, habe die Rückkehr verzögert; doch wenn sie gehen könnte, so würde man nach Verlauf einer Stunde auf dem Schiffe sein. Diese Worte gaben ihr neue Kräfte, und man machte sich wieder auf den Weg; leider aber in derselben Weise wie vorher, so daß man sich immermehr von dem Schiffe entfernte.

Nach etwa 50 Metern stießen sie auf einen Wall von Eisblöcken, der sich in unabsehbarer Ferne zur Rechten und Linken von ihnen aufreichte.

„Hier sind wir doch nicht durchgekommen,“ sagte der Bretonne seufzend; diese Bemerkung brachte eine verheerende Wirkung hervor. Der Mastwächter blieb vor diesem Wall stehen, den er mit entsetzter Miene betrachtete, während die junge Frau wie eine Wahnsinnige zu schreien anfangte:

„Sie wissen also den Weg gar nicht, und dann wollen Sie . . . ?“ Damit fiel sie in Ohnmacht.

Man mußte wieder einmal zu dem leblosen Grog seine Zuflucht nehmen, der Tobia zum zweiten- und letztenmal ins Leben zurückrief, denn die Flasche war leer.

Von den Matrosen gehalten, kam die junge Frau wieder zu sich und fragte:

„Wie spät ist es?“
Der Schiffskoch, der einzige, der eine Uhr hatte, zog diese hervor und erwiderte:

„Neuneinviertel Uhr.“
„Run, die Sache ist ganz einfach, wir sind eben nach der falschen Richtung gegangen, drehen wir um, dann werden wir auch das Schiff erreichen; dort liegt unser Weg. Für Matrosen seid Ihr allerdings nicht gut unterrichtet, meine Freunde.“

Diese Bemerkung ging den braven Leuten zu Herzen, denn sie war gehässig. Sie sahen sich an und ballten die Fäuste. Hätte ein Mann diese Worte zu ihnen gesprochen, sie hätten ihn auf der Stelle niedergeschlagen. So aber wußten sie sich zu beherrschen, ja, sie entdeckten der armen Frau nicht einmal, daß sie sich um sich selbst herumdrehten und keine andere Aussicht hatten, als in dieser Einöde unter den Qualen des Hungers und der Verzweiflung zu sterben.

Sie versuchte, sie fortzureißen, doch sie weigerten sich. Nun ging sie allein und folgte der eben angegebenen Linie.

Wie sollte man sie zurückhalten, ohne ihr die Wahrheit zu sagen?

„Nun, da wir doch einmal verloren sind,“ sagte der Schiffskoch, „so können wir ihr auch ebenso gut folgen. Das ist immerhin noch besser, als wenn sie ihren Irrtum bemerkt.“

In diesem Augenblick ließen sich zur linken Seite unserer Verirrten ferne Rufe hören, und man bemerkte röthliches Licht. Das war die Rettung.

„Gerettet!“ riefen sie alle zusammen und fingen an mit aller Kraft ihrer Lungen zu schreien, indem sie sich mit der übermenschlichen Energie, die der Instinkt der Selbsterhaltung verleiht, dem Lichte zuwandten.

Indessen kamen sie aber doch nicht genügend schnell vorwärts, und das Licht wurde, anstatt größer zu werden, immer geringer und erlosch schließlich ganz.

Ihrerseits hatten jetzt auch die Retter, von dem Echo getäuscht, eine andere Richtung eingeschlagen.

„Wir müßten ihnen ein Zeichen geben,“ sagte der Mastwächter eifrig.

„Ich habe Papier, wenn man es anzünden könnte,“ rief der Schiffskoch, „schnell, Streichhölzer, Streichhölzer.“

In aller Eile machte er eine Papiersackel, doch der Mastwächter versetzte:

„Ich habe kein Streichholz.“
„Aber ich habe welche,“ erklärte der Bretonne, „nicht viel, nur drei Stück.“

Der Bretonne zündete ein Streichholz an, ein blaues Flämmchen sprühte auf, doch im selben Augenblick erlosch das Hölzchen. Dieser Mißerfolg veranlaßte sie, die Vorsichtsmaßregeln zu verdoppeln.

„Stellt Euch alle um mich herum,“ sagte der Bretonne, „damit der Wind das Streichholz nicht wieder ausbläst, mache deine Jacke auf und du halte die Sackel bereit.“

Das zweite Streichholz wurde angezündet und auch diesmal löste sich die Substanz und fiel auf das Eis. Die drei Männer und die arme Frau zitterten vor Entsetzen, dann fing der Mastwächter zu fluchen an.

„Du hast zu stark gerieben, du ungeschickter Mensch.“

„Das letzte Streichholz, meine Freunde,“ sagte der Bretonne und zeigte das Streichholz, das er wie ein Heiligtum in der Hand hielt.

„Ich kümmere mich nicht mehr darum,“ versetzte der Schiffskoch und machte zwei Schritte zurück.

„Nun, ich auch nicht,“ versetzte der Bretonne.

„Ich erst recht nicht,“ erklärte der Mastwächter, „gebt das Streichholz der Madame.“

„O, ich will es auch nicht haben,“ rief Tobia, „doch ich beschwöre Euch, macht schnell.“

„Nun, einer von uns muß es doch anzünden,“ sagte der Bretonne und gab das Streichholz fast mit Gewalt dem Mastwächter in die Hand.

Dieser betrachtete es, schwieg ein Weilchen und rief dann, es Tobia reichend:

„Nein, ich will nicht, ich habe kein Glück; mir wird es nicht gelingen; nehmen Sie es; es handelt sich hier um Leben und Tod.“

Die junge Frau wies es noch einmal zurück und sagte zu dem Bretonen:

„Ihnen gehört es, Sie haben die Streichhölzer gekauft; also machen Sie schnell, schnell.“

Nun nahm der Bretonne das Holz, um der Sache ein Ende zu machen, und murmelte:

„Gott schütze uns!“

„Nein, du nicht,“ schrie der Mastwächter heftig, der von seinem Mißtrauen wieder verblendet wurde.

„Warum ich nicht?“ versetzte der Bretonne mit heftiger Stimme, mißtraust du mir etwa?“

„Vielleicht!“

„Nun, da hast du dein Streichholz.“

Bei diesen Worten bückte er sich und rief kassel wissend auf dem Eise.

„Verbrecher, du hast uns getötet,“ brüllte der Mastwächter und sprang auf ihn zu.

Die beiden Männer packten sich zum zweiten Male mit blinder Wut, wälzten sich auf dem Boden, sprangen auf, fielen wieder zurück und schlugen sich unter wildem Geheul; es war eine entsetzliche Szene.

Die arme junge Frau begann zu schreien und ihr Geschrei rettete die ganze Gesellschaft.

Wenn der Schiffskoch sich diesmal nicht dazwischen geworfen hätte, so kam das daher, weil die Szene in eine ganz neue Phase getreten war. Neue Lichter, die sie bis dahin noch gar nicht bemerkt, tauchten auf, wurden größer und größer und rückten immer näher. Bei diesem Anblick war der Schiffskoch den Hilfe Bringenden entgegengeköpft und hatte seine Kameraden für den Augenblick vergessen, zu denen er aber sofort zurückkehrte, um ihnen zuzurufen:

„Gerettet! Wir sind gerettet; man kommt, der Kapitän, der Kapitän!“

Die beiden Männer ließen sich los, blieben einen Moment bestürzt liegen und erhoben sich dann mit zerissenen Kleidern. Im Nu hatten sich Retter und Gerettete vereinigt und kehrten unter Führung des Kapitäns nach dem Schiffe zurück.

Zwei Stunden später lag Tobia lächelnd in ihrer Kabine, umgeben von ihren Freunden, welche begierig der Erzählung ihres Abenteuers lauschten.

Einige Tage später trat das Schiff, das endlich aus dem Eise befreit war, die Heimfahrt nach Frankreich an.

Der Bretonne und der Mastwächter haben Karriere gemacht; beide sind heute geachtete Schiffskapitäne, sie haben sich versöhnt und vertreiben sich die Zeit zwischen ihren Reisen mit endlosen Willardpartien.

Was Tobia anbetrifft, so kann man sie häufig in der „Komischen Oper“ sehen, namentlich wenn „Carmen“ gegeben wird. Man kann dort in der Loge des ersten Ranges eine blonde, junge Frau sehen, deren Schultern mit einem Pelz aus blauem Fuchs bedeckt sind. Den Fuchs hat Tobia aber nicht selbst erlegt, er ist in der Rue de Lafayette gekauft.

Auflösungen aus voriger Nummer.

Wortspiel.

a.	b.
Afen	Basen
Das	Glasi
Orden	Norden
Sau	Gau
Eger	Deger
Burg	Fburg
Eier	Geier.

Venedig.

Füllrathsel.

R e b e n
A r e n a
U n g e r
C l a u s
S a s p e
Rauch, Regas.

Rebus.

•Vorgelesen Brod bringt Kummer und Noth.